



Walter Kohl

Wie riecht Leben?

Bericht aus einer Welt ohne Gerüche

ISBN: 978-3-552-05475-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05475-2>

sowie im Buchhandel.

2

In meinem Os frontale befindet sich ein handtellergroßes Loch. Das Os frontale ist das Stirnbein. Das Loch in meinem Stirnbein ist der Grund, weshalb es sinnlos wäre, an irgendjemanden heranzutreten und an ihm zu riechen. Mein Stirnbein ist beschädigt. Wie auch das Os nasale und das Os zygomaticum. Das Nasenbein und das Jochbein. Das Loch in meiner Stirn ist ein gestopftes Loch. Es fehlt zwar der Großteil des knöchernen Materials, aus dem die menschliche Stirn üblicherweise besteht. Allerdings liegen in meinem Fall die Haut und das wenige Muskelgewebe zwischen Augenbrauen und Haaransatz nicht unmittelbar auf der Dura, der harten Hirnhaut, auf. Dies war nur ein knappes Jahr lang so. In diesem Jahr ging ich kaum unter Menschen, und wenn doch, dann nur mit Hauben, Kappen oder Hüten auf dem Kopf. Es fiel mir schwer, die zuerst entsetzten, dann mitleidigen Blicke zu ertragen, wenn jemand die kraterartige Senke auf meiner Stirn sah. Seit einigen Jahren ist das Loch im Stirnbein geflickt mit einem Deckel aus Kohlefaser-Verbundmaterial.

Dieser sehr harte, aber gleichzeitig leichte und kaum Abstoßungsreaktionen zeigende Werkstoff ist schuld daran, dass ich die Menschen nicht riechen kann, wenn ich zufällig

oder absichtlich in ihre Nähe gerate. Und auch die Dinge nicht riechen kann, und nicht die Zustände, nicht die Frühlingsluft, nicht die Düfte der Liebe und nicht den Hauch des Todes oder was auch immer. Denn der Karbonfaserdeckel stopft nicht nur das Loch im Os frontale. Er liegt auch wie eine unüberwindliche Mauer zwischen dem Riech-Epithel in meiner Nase und dem Bulbus olfactorius in meinem Hirn. Was bewirkt, dass die Nervenstränge die Geruchsinformationen aus meiner Nase nicht an das Riechzentrum in meinem Gehirn transportieren können. Nicht einmal die olfaktorischen Gliazellen, diese kleinen Wunderwerke, diese Artisten des Sich-Erneuerns und Zusammenwachsens, können die Sperre durchbrechen. Die Wand aus Kohlefasern steht da, absolut undurchlässig, starr und fest gebaut für die Ewigkeit.

Das bedeutet: Ich kann nicht riechen.

Ich konnte riechen, mehr als vier Jahrzehnte lang, aber das Riechen war mir egal, solange ich den Geruchssinn besaß. Jetzt kann ich nicht mehr riechen, und der Mangel dieses Sinnes, der doch nur ein Sekundärsinn ist, und unter den Sekundärsinnen einer der unbedeutenden, der Mangel dieses Sinnes quält mich mehr und mehr.

Das Loch in meiner Stirn ist entstanden, als ich an einem heißen Sommertag mit dem Fahrrad von meiner Wohnung zum örtlichen Supermarkt fahren wollte, um neue Batterien zu kaufen. Ich übertrug meine Texte damals mittels eines batteriebetriebenen Akkustik-Kopplers an die Redaktion in Wien. Ausgerechnet während der Übertragung eines wichtigen Artikels zu einem landespolitischen Thema wurden die Batterien im Koppler leer. Ich griff nach dem Rad, weil es die schnellste Möglichkeit war, zum vielleicht fünfhundert Meter entfernten Markt zu gelangen.

Ich benutzte die Gehwege der autofreien Gartenstadt, in der ich damals lebte. Meine letzte Erinnerung ist, wie ich zu einem kurzen, leicht abschüssigen Stück Weges kam, mich davor einen Moment lang aufrichtete und dann mein Rad auf eine vielleicht drei Zentimeter hohe Kante zusteuerte, die das abschüssige Wegstück von jener asphaltierten Fahrbahn trennte, die zum Markt führte.

Was dann passiert ist, weiß ich nicht. Laut Gendarmerieprotokoll hat sich das ganze Vorderrad aus den Nabenhalterungen gelöst, als ich über die niedrige Kante gefahren bin. Die nun leere Vordergabel setzte auf dem Asphalt auf und brachte das Rad abrupt zum Stehen. Ich stürzte über die Lenkstange nach vorne, flog eineinhalb bis zwei Meter durch die Luft und landete dann auf dem Asphalt. Mein Aufschlagwinkel muss in etwa so gewesen sein, als hätte ich vom Rand eines Schwimmbeckens einen Kopfsprung ins Wasser gemacht. Nur dass da kein Wasser war. Und dass ich die Hände nicht nach vorne ausgestreckt hatte. Nach den Abschürfungen an meinen Händen zu urteilen, habe ich während des Sturzes die Lenkstange nicht losgelassen.

Ich lag bäuchlings auf dem Boden. Das Rad lag seitlich neben mir. Das Vorderrad lag ein paar Meter entfernt in der Wiese. Ich war eine Zeitlang ohne Bewusstsein, wie lange, das kann ich nicht sagen. Warum sich das Vorderrad gelöst hat, ist ebenfalls nicht zu sagen. Es könnte sein, so das Gendarmerieprotokoll, dass ich unabsichtlich den Schnellspanner gelöst habe, als ich, in Eile wegen des in Wien dringend erwarteten Artikels, das Rad aus dem Fahrradständer gehoben habe. Es könnte aber auch sein, dass es sich um einen Bosheitsakt handelte.

In den Schulen der nahen Landeshauptstadt, erklärte mir ein Gendarmeriebeamter, war damals ein seltsamer Scherz

unter den zwölf- bis vierzehnjährigen männlichen Schülern in Mode. Sie öffneten die Schnellspanner von ein paar Fahrrädern an den Abstellplätzen im Schulhof und warteten dann, bis die Besitzer kamen und wegfuhrten. Wenn einer vergaß, den sicheren Sitz des Vorderrades zu prüfen, so stürzte er meist noch im Schulhof. Was für große Heiterkeit sorgte. Es gäbe schon ab und zu kleinere Verletzungen, etwa Abschürfungen und Prellungen, meinte der Beamte, aber so schwere Verletzungen wie in meinem Falle seien noch aus keiner Schule bekannt geworden. Wahrscheinlich seien die jungen Menschen doch wesentlich gelenkiger als ein Mann meines Alters, weshalb sie Stürze vom Rad besser abfedern könnten.

Mein Stirnbein war mehrfach gebrochen, ebenso die Schädelbasis. Hirnkapsel und Gesichtsschädel brachen auseinander, gebrochen waren weiters der Unterkiefer, Sieb- und Jochbein, Nasenbein, Brauenbogen und der Backenknochen rechts. Aus Mund und Nase floss eine große Menge Blut und bildete eine Lache auf dem Asphalt. Das wusste ich aber nicht, weil ich ohne Bewusstsein war. Und auch, als ich zu mir kam, spürte ich keinerlei Schmerz.

3

Seit diesem Tag habe ich das Gefühl, immer monströser zu werden. Und zwar nicht, was meinen Anblick betrifft. Mein Kopf sah damals sehr zerschlagen aus, war übersät von frischen, gerade erst zu verkrusten beginnenden Abschürfungen, Platzwunden und blaugrünen Flecken, und er war einige Tage lang um ein Drittel seiner Größe angeschwollen. Doch die Brüche und Prellungen und Rissquetschwunden sind alle sehr gut verheilt. Wenn ich heute mir bis dahin unbekannte Menschen nicht auf meinen Unfall hinweise, fällt ihnen

gar nicht auf, dass mit meinem Gesicht und meinem Schädel etwas nicht stimmt. Erst dann, wenn ich es ihnen gesagt habe, bemerken sie die Delle ganz oben an meiner Stirn, die sich gebildet hat beim Zusammenfügen des Karbonfaserdeckels und des verbliebenen Stirnbeins. Und sie sehen, dass die Haare meiner linken Augenbraue nach oben wuchern, jene der rechten dagegen nach unten hängen. Die Folge einer leichten Ungenauigkeit, die den Ärzten unterlaufen ist, als sie damals mittels Knochenmehl und Gewebe aus meinem Oberschenkel die frontobasalen Strukturen meines Schädels nachbauten.

Niemand, der riechen kann, weiß, wie es ist, nicht zu riechen. Wie es ist, wenn man nichts sieht, kann sich einer leicht vorstellen. Er muss nur die Augen schließen. Oder die Ohren zustöpseln, und schon weiß er, wie es ist, taub zu sein. Aber sich die Nase zuhalten, das bewirkt gar nichts. Schafft nicht einmal annähernd einen Eindruck davon, was Nicht-Riechen ist. Denn auch wenn die Nasenlöcher zusammengequetscht oder zugestopft sind, erfassen die winzig kleinen Riech-Epithelien in der Nase und im Rachenraum des sich die Nase Zuhaltenden nach wie vor alle möglichen Geruchsmoleküle in seinem Inneren und liefern die Geruchsinformation weiter an das Gehirn. In der Nase und im Rachenraum befinden sich massenhaft Geruchsmoleküle. Selbst wenn man sie alle beseitigen könnte, würden die riechenden Organe eben sich selbst riechen, das Innere des Menschen, der sie trägt, und sich selbst. Auf jeden Fall käme ständig ein gewaltiger Strom von Information im Hirn an.

In meinem Fall aber nehmen die groben und feinen Instrumentarien in Mundhöhle und Nase zwar permanent die Information auf, sie verwandeln sie in chemische und elektrische Impulse und leiten sie an das Hirn weiter, aber die

Signale kommen dort nicht an. Weil die Verbindung unterbrochen ist.

Der Geruchssinn gilt als Sekundärsinn. Genauer: Er gilt eigentlich als gar nichts. Primärsinne sind die sogenannten Fernsinne, das Sehen und das Hören. Sekundärsinne sind die Nahsinne, das Tasten und das Schmecken. Wobei »primär« und »sekundär« Werturteile darstellen. Je nach persönlicher Laune und Einschätzung des Urteilenden steht der Geruchssinn auf dieser Skala bestenfalls bei den Nahsinnen, häufig auch noch unter ihnen. Riechen gilt als ein Sinn von sehr geringer ästhetischer und ethischer Bedeutung. Schon Aristoteles hat dieses Ranking aufgestellt, und es ist nach wie vor in Kraft. Kant fand den Geruchssinn lästig, Schopenhauer bezeichnete ihn als inferior, für Hegel war jede ästhetische Erwägung zum Riechen überflüssig.

Ich halte es für einen Irrtum, dass jeder glaubt, der Sehsinn wäre der wichtigste. Der Geruchssinn wird im Allgemeinen völlig unterschätzt und der Sehsinn enorm überschätzt, genauso wie der Hörsinn. Die Unterschätzung des Geruchssinns rührt zum einen daher, dass er aus so tiefen und alten Schichten der Stammhirnentwicklung stammt, dass er ganz und gar selbstverständlich geworden ist. Zum anderen fällt einem der Geruchssinn nicht auf, solange er funktioniert. Und wenn er ausfällt, merkt man auf einer oberflächlichen Ebene nicht wirklich etwas Dramatisches.

Es kann sich niemand vorstellen, wie das ist, wenn man nichts riecht. Niemand hat eine Ahnung, wie stark und mächtig das Riechen ist. Man hat Tests gemacht mit Studenten. Zuerst zeigten sie ihnen Fotos von Frauen, verschiedene Frauen, jeden Alters, jeder Haarfarbe, unterschiedlichst in Körpergröße, Brustumfang, Form der Hüften und des Hinterns, Länge der Beine. Die Studenten reagierten wie erwar-

tet. Dem einen gefielen diese und jene Frauen, dem anderen andere, und dem Dritten wieder andere. Aber alle hatten sie klare Favoritinnen, also Frauen, die sie bei der anschließenden Befragung als besonders schön und sexy bewerteten. Und jeder hatte ein paar Frauen angekreuzt, die er weniger attraktiv empfand, so er sich vornehm ausdrückte. Die hässlich waren, potthässlich, einfach gesagt.

Dann entließen sie die jungen Herren in eine Mittagspause. Am Nachmittag strichen sie ihnen winzige Mengen von Kopulinen auf die Haut zwischen Oberlippe und Nasenlöchern. Kopuline sind ein zu den Pheromonen gehörendes, nach nichts riechendes Gemisch von kurzkettigen Fettsäuren im Vaginalsekret geschlechtsreifer Frauen. Nehmen Männer mit ihren Riechorganen diese Lockstoffe aus dem Scheidenschleim in der empfängnisbereiten Phase des weiblichen Zyklus wahr, dann regt sich unbewusst der Trieb, sich zu vermehren. Und zwar mit so großer Macht, dass man sich kaum dagegen wehren kann. Nun mussten die Studenten dieselben Frauenfotos noch einmal ansehen. Dabei die ganze Zeit eingenebelt von einer unsichtbaren und unriechbaren Wolke von Molekülen aus dem weiblichen Inneren. Und siehe da: Bei der nächsten Befragung waren für alle Studenten alle Frauen schön und attraktiv. Ein bisschen Pheromon, und jeder Mann sieht in jeder Frau die schönste Frau auf Erden.

Belastender als die Unfähigkeit, geschlechtsbereite Frauen mit meinen Riechorganen wahrzunehmen, ist für mich die Heimatlosigkeit. Keinen Geruchssinn zu haben, bedeutet letzten Endes, keine Heimat zu haben.

Ich habe keine Freude am Essen. Alles schmeckt gleich, nämlich eintönig und langweilig. Der teuerste Wein bringt mir denselben Genuss wie eine Zwei-Liter-Tetrapackung vom Discounter, nämlich keinen. Doch das sind mindere

Belastungen. Eine große Belastung ist: Ich habe keine Heimat, weil ich nichts rieche.

Jeder, der des Riechens fähig ist, kann mit einem einfachen Verfahren nachvollziehen, was ich meine. Er muss sich nur in seinen eigenen vier Wänden hinsetzen, sich entspannt zurücklehnen und schnuppern. Was riecht er? Nichts. Seine eigene Wohnung hat für ihn keinen Geruch. Sie ist ihm so vertraut und wohlbekannt, dass er sie nicht mehr riecht. Sie hat natürlich einen Geruch, aber den nimmt man nicht wahr, weil er so alltäglich ist.

Alle anderen Wohnungen dagegen riecht man, alle Innenräume, alle Treppenhäuser, alle Lokale, alle Autos, alles. So entsteht der Eindruck von Heimathaben. Der Platz, der nach nichts riecht, der ist Heimat. Ich aber, der ich nichts rieche, habe deswegen nicht überall Heimat, wie man vielleicht meinen könnte. Für mich hat alles keinen Geruch. Das führt nicht dazu, dass ich überall daheim bin, sondern es bewirkt, dass alles Fremde ist. Nicht nur fremde Wohnungen. Sondern meine Wohnung, mein Arbeitsplatz, mein Büro. Alles.

Dies ist jedoch noch immer nicht die schlimmste Belastung. Die größte Belastung und der Umstand, der mich annehmen lässt, ich würde immer monströser, ist das Abhandenkommen von Gefühl. Das Riechen ist ein uralter Sinn. Medizin-Lexika weisen dem Geruchssinn die biologische Rolle zu, für die Beurteilung von Nahrung und Umwelt, das Auffinden von Futterquellen und die Steuerung des Sexualverhaltens zu sorgen. Die starke emotionelle Komponente der Geruchswahrnehmung wird durch die Verbindung des limbischen Systems mit dem olfaktorischen Analysator erklärt. Das limbische System ist ein morphofunktioneller Konnex zwischen Hirnstamm und Hirnrinde. Es verknüpft die Hormonproduktion mit dem Denken, steuert das Affekt-

und Triebverhalten, bestimmt, ob ein Außenreiz Angst, Freude oder Lust im Menschen auslöst. Seine Funktion ist die Integration vegetativer und sensorischer Bedürfnisse des Organismus wie Nahrungsaufnahme und Flüssigkeitszufuhr, Schlaf und Sexualität. Der olfaktorische Analysator ist jener Bereich des Riechnervs, der die Gerüche interpretiert und zuordnet.

Weil das Riechen so eng mit Gefühlen, Sinnlichkeit und Sexualität verbunden ist, befürchte ich, zusammen mit dem Geruchssinn all das verloren zu haben. Sinnlichkeit. Sensibilität. Sinn für Erotik. Die Absenz dieses angeblich unbedeutenden und unauffälligen Sekundärsinnes hat zu einer großen Verengung und Verarmung meines Lebens geführt. Ich bin eine Persönlichkeit wie Madame Gaillard in Patrick Süskinds »Das Parfum« geworden. Jene Frau, die den Helden der Geschichte in Kost nimmt, und die wegen eines Schlages auf die Nasenwurzel den Geruchssinn verloren hat, und damit die Fähigkeit zu Emotionen. Ich bin Monsieur Gaillard. Ich bemerke an mir, was Süskind beschreibt: das Schwinden jedes Gefühls für menschliche Wärme und menschliche Kälte, das Schwinden von Leidenschaft. Zärtlichkeit oder Abscheu, Freude oder Verzweiflung, es ist mir eins. Ich bin ein grober gefühlsarmer Klotz geworden.